Die Alpen

im Lichte verschiedener Zeitalter.

Von

Jacob Frey.

Berlin SW. 1877.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Wie groß und herrlich, selbst in der Verdunkelung!"

Es war ein stattlicher, noch rüstiger Mann, aber doch mit bereits ergrauendem Bart- und Haupthaar, der neben mir, an das Geländer eines Bodensee-Dampfers gelehnt, diese Worte mehrmals in tiefer Bewegung leise vor sich hin rief. Er hielt den Blick auf die Appenzeller Gebirge gerichtet, über die da und dort schwere Nebelmassen herabrollten; denn es war einer der letzten Septembertage und der Herbst hatte sich dieses Jahr überhaupt etwas trübe und früh eingestellt. In Romanshorn wies mir der Zufall im Eisenbahnwagen meinen Sitz neben dem nämlichen Manne an, der meine Aufmerksamkeit schon auf dem Schiffe erregt, und nun erfuhr ich im bald angesponnenen Gespräche, daß er noch einen kleinen Ausflug in's Wallis beabsichtige. Auf meine geäußerte Befürchtung, daß für solche Reisezwecke von der Witterung schwerlich mehr Günstiges zu erwarten sei, meinte er kopfschüttelnd, er müsse sich gleichwohl noch einen kleinen Wintervorrath für Geist und Gemüth aus den Alpen heimholen, sonst möchte ihm die Zeit bis zum nächsten Sommer zu lange werden. Der Fremde fing mich an zu interessiren und in bequemer Gesprächigkeit erwies er sich auch bereit, diesem Interesse Befriedigung zu gewähren. Er war ein meklenburgischer Edelmann, der mit unbefangener Offenheit erzählte, wie er, in unüberwindlicher Abneigung gegen unsre politischen Ein-

richtungen und bürgerlichen Zustände, bis in seine reifern Mannesjahre nie daran gedacht hätte, der Schweiz einen Besuch abzustatten, obwohl ihm der Sinn für landschaftliche Schönheit von Jugend auf nicht gemangelt habe. Er habe daher den Sommer auch stets in einem schön gelegenen Landhause am Müritzsee zugebracht, während er den Winter in Strelitz verbringe. Erst seine zweite Frau habe ihn in den Flitterwochen zu einer Reise in unser Hochgebirge vermocht; aber der Eindruck sei ein so überwältigender auf ihn gewesen, daß er schon nach einem zweiten Versuche den Entschluß gefaßt, sein Landhaus am Müritzsee zu verkaufen und aus dem Erlöse desselben eine alljährliche Schweizerreise zu machen. Das habe er nun seit einer Reihe von Jahren so gehalten und sei nur dieses Jahr durch besondere Verhältnisse etwas verspätet worden, was er jedoch so gut möglich noch einzubringen versuchen wolle. Uebrigens, fügte er hinzu, kenne er noch manchen seiner Landsleute, dem es mit der Schweiz ähnlich wie ihm ergangen sei.

Solche Geständnisse von Fremden haben für uns nichts Neues oder Ueberraschendes mehr. Unsre Hochgebirgswelt ist ja „groß und herrlich" und wir finden es nur natürlich, daß die ganze civilisirte Menschheit alljährlich Tausende und aber Tausende von andächtigen Pilgern hersende, diese Größe und Herrlichkeit anzustaunen. Aber es ergeht uns damit, wie mit andern Gewohnheitsverhältnissen, in denen wir aufgewachsen sind. Wir stellen uns gar leicht vor, dieselben müßten eigentlich von jeher bestanden haben und zumal was in der Natur selbst so tief begründet sei, könne auch nie anders gewesen sein. Dem ist aber freilich nicht so und drum möge uns ein Gleichniß in den wechselnden Verlauf dieses Verhälnisses hinüberleiten.

Da und dort werden noch heutzutage tief aus der Erde Statuen und andere Bildwerke altrömischer oder altgriechischer Kunst hervorgegraben, die Jahrtausende lang in ihrem dunkeln

Grabe verborgen gelegen. Sie erstehen nun wieder aus diesem langen Scheintode zu neuem Leben, um unsre Augen mit der Reinheit ihrer Formvollendung zu entzücken und unsre Gemüther mit dem Lichte unvergänglicher Schönheit zu erfüllen. Von der weitaus größten Mehrzahl dieser Schätze hat die Geschichte uns keinerlei Ueberlieferung aufbewahrt; nur nach einzelnen charakteristischen Kennzeichen vermögen wir annähernd zu bestimmen, aus welcher Meisterhand, aus welcher Kunstschule sie hervorgegangen und welcher Zeit sie ihre Entstehung zu verdanken haben. Ob sie jemals die Paläste Roms oder Athens geschmückt, ob sie jemals die Tempel der olympischen Götter geziert und auf öffentlichen Plätzen geglänzt, oder ob sie sogleich nach ihrer Entstehung ihr verhängnißvoll dunkles Loos erreicht, ist von vielen dieser Bildwerke durchaus nicht nachzuweisen; denn auch für den letztern Fall würde uns die neuere Kunstgeschichte mancherlei Analogien bieten. So wissen wir von Gemälden, die dieser oder jener berühmte Meister geschaffen hat, der Gegenstand des Bildes, seine Ausführung, sogar die genaue Zeit seiner Entstehung ist uns aufbewahrt, das Bild selbst aber von dem Augenblicke an, wo es die Werkstatt des Meisters verlassen hat, spurlos verschwunden, bis es endlich durch Zufall vom Auge eines Kenners unter dem werthlosen Gerümpel irgend einer alten Rauchkammer entdeckt wird. Vom Staube gereinigt und von den Spuren schnöder Vernachlässigung befreit, wird das lang verlorene Bild wieder zu einer Perle der berühmtesten Gallerien erhoben.

Ein ähnliches Geschick, könnte man sagen, wie diese Kunstgebilde, hat auch die Naturschönheit des Hochgebirges betroffen. Mit aller Bestimmtheit müssen wir annehmen, daß die Firnen schon vor Jahrtausenden sich im Morgen- und Abendscheine mit dem nämlichen Purpur umkleidet haben, wie er heute noch in die Thäler herniederleuchtet, und wie er nie reiner und schim-

mernder von einer Königsschulter herabgewallt hat. Damals wie heute kräuselten sich über dem stäubenden Wassersturze die Regenbogenwölklein, und wie heute beschaute auch damals der aufragende Fels sein zackiges Haupt in dem ruhigen Spiegelbilde des See's, der sich an seinen Fuß schmiegt. Aber ob sich auch damals schon Augen gefunden, die sich an diesen Bildern erhebender Schönheit geweidet, und Herzen, die diesen Abglanz des Göttlichen empfunden haben? — Zeugnisse zur Bejahung dieser Frage liegen uns keine vor, und die Geschichte beweist uns vielmehr, daß die Hochgebirgswelt mit ihren Wundern und ihrer Schönheit einer langen Reihe von Menschengeschlechtern ein verschlossener Juwelenschrein geblieben ist. Der Mensch sah in dem Gebirge nur ein Feindliches, seinen freien Verkehr Hemmendes, das die Natur in einer mißgünstigen Laune ihm entgegengethürmt hatte. Wollte man etwa einwenden, daß der eingeborne Sohn des Gebirges, der Jäger und Hirte, von dem die Geschichte keine Meldung thut, für die Naturschönheit seiner Heimat von jeher ein offenes Auge gehabt habe, so wäre das eine willkürliche und jeder Erfahrung widersprechende Behauptung. Der bildungslose Gebirgsbewohner steht in dieser Beziehung vielmehr heute noch auf dem nämlichen Standpunkte, den schon vor bald dreihundert Jahren der bernische Dichter Hans Rudolf Rebmann gezeichnet hat. Dieser Dichter läßt nämlich eine Gesellschaft einen Berg besteigen, die unterwegs einen Aelpler antrifft, einen alten Mann,

Der sie vermanet abzestahn
Und nit auff des Bergs spitz ze gan;
Man bring darvon nichts dan arbeit,
Und müde bein, zerrißnes kleid;
Vor feunffzig Jahren sei auch er
Hinauffg'stigen, als ob es wer
Sölch Berg steigen ein große sach;
Hab nichts darvon dan arbeit bracht.

Aber selbst die Richtigkeit jener Einwendung zugegeben — was der einzelne Geist sich nicht zum vollen Bewußtsein zu erheben und für den Geist weiter zu verwerthen vermag, bleibt in der Entwickelung der Menschheit immer ein verlorenes Gut. Deshalb ist der Cultus der Hochgebirgswelt, wie wir ihn gegenwärtig kennen und wie er als ein wichtiges Moment in unsre moderne Kunst- und Gemüthsbildung eingetreten ist, auch keineswegs von dem schlichten und bildungslosen Aelpler ausgegangen, oder gar emporgebracht worden. Wir sind daher genöthigt, wollen wir dieses Verhältniß richtig begreifen und kennen lernen, den Blick auf weite geschichtliche Wege zu werfen, die dasselbe bis zu seiner gegenwärtigen Ausgestaltung zu durchwandeln hatte; aber wir werden auf diesen Wegen zugleich einem guten Stück einheimischer Kulturgeschichte begegnen und die Wanderung deshalb wohl nicht zu bereuen haben.

Den alten Griechen, die sich um die Bildung des menschlichen Schönheitssinnes so unvergängliche Verdienste erworben haben, blieb unsre Hochgebirgswelt völlig unbekannt und nur dunkle Vorstellungen und sagenhafte Nachrichten waren darüber bis in das heitre Hellas vorgedrungen. Der ganze gewaltige Gebirgszug, der die südlichen Länder Europa's vom biscayischen Meerbusen bis zu den Donaumündungen von den mittlern und nördlichen scheidet, wurde von den Griechen unter dem gemeinschaftlichen Namen der Rhipäen zusammengefaßt. Von ihren Höhen herab stürmte der kalte, blüthenfeindliche Boreas; jenseits derselben wohnten nur seltsame Bildungsgeschöpfe, einäugige Arimaspen, goldbewachende Greife und Hyperboräer, in denen kaum noch ein Funke menschlicher Seele glomm. Gleichwohl war es ein Grieche, der um das Jahr 400 v. Chr. lebende Pythagoräer Lycophron, der uns zuerst den Namen Alpen nennt, abgeleitet von dem keltischen Worte Alp, das eine Höhe bedeuten soll. Aber obgleich die Römer ihre Herrschaft allmälig bis hart

an den Fuß des Gebirges ausdehnten, erfuhr die Kenntniß desselben noch über anderthalb Jahrhunderte lang keine nennenswerthe Erweiterung, bis der kühne Karthager Hannibal 218 v. Chr. von dieser Seite her in Italien eindrang. Von den feindlichen Kriegern hörten die Römer dann die ersten Erzählungen über die Schreckniſſe der Alpennatur, und faſt ſcheint es, als ob der Eindruck derſelben für die ganze römiſche Auffaſſungsweiſe unſrer Gebirgswelt ein beſtimmender und bleibender geweſen ſei. Polybius, ein vornehmer Grieche, der aber meiſtens in Rom lebte, machte ſich nach den Alpen auf den Weg, um die Wahrheit dieſer Erzählungen an Ort und Stelle ſelbſt zu unterſuchen, und ſeinen Bemühungen haben wir die erſten Nachrichten über die ungefähre Lage und Ausdehnung unſres Hochgebirges zu verdanken. Durch die Kriege, in welche die Römer mit den Galliern und dann bald auch mit den Helvetiern verwickelt wurden, mußte ihre Alpenkenntniß natürlich mehr und mehr zunehmen; aber nie kamen ſie über das unheimliche Grauen hinaus, welches die Hochgebirgswelt ihnen einflößte, und nie öffnete ſich ihr Blick für die Schönheiten derſelben. Der Geograph Strabo, der um die Zeit von Chriſti Geburt lebte, alſo bereits ein halbes Jahrhundert, nachdem Helvetien ſchon der römiſchen Herrſchaft unterworfen war, weiß uns nur von den ſich ablöſenden Eismaſſen zu erzählen, welche ganze Karavanen in dunkle Abgründe ſtürzen, von den furchtbaren Stürmen, welche die Höhen umſauſen, und von zahlreichen Räubern, denen die unzugänglichen Thäler ſichre Verſtecke bieten. Zwar erfahren wir allmälig auch Manches über die Pflanzen- und Thierwelt, die Mineralien u. ſ. w. des Gebirges; namentlich machte der Kryſtall den Römern, die ihn für „gefrorenes Eis“ anſahen, viel zu ſchaffen, und er ſtand in ſehr hohem Preiſe bei ihnen. Ebenſo verwendeten ſie verſchiedene ſchöne Marmorarten, die in den Alpen gebrochen wurden. Aber dennoch blieb ihnen die Heimath

dieser werthvollen Naturprodukte unentwegt ein Aufenthalt des Schreckens und Grauens, der keinen Frühling blühen sieht und den kein Sommer mit seinen Garben schmückt. Der epische Dichter Silius Italicus, der im ersten Jahrhundert n. Chr. lebte, entwirft in seinem Gedichte über den punischen Krieg Schilderungen aus den Alpen, die diesem Grauen in jedem Worte Ausdruck geben. Da hat auf dem schrecklichen Gebirgsjoche der häßliche Winter seinen ewigen Wohnsitz aufgeschlagen, da ist die Heimath undurchdringlicher Nebel, schwarzer Gewitterwolken, da gähnen unermeßliche Abgründe bis in die Unterwelt hinab u. s. w.; nirgends ein Sonnenblick, nirgends ein Hauch von Schönheit.

Dieser Grundton zieht sich ohne Ausnahme durch alle poetischen oder prosaischen Alpenschilderungen der Römer; ihre ganze bezügliche Anschauungsweise wird treffend auch durch einen Zug aus Cäsars Leben charakterisirt. Der eben so geistreiche Schriftsteller als glückliche Feldherr und Staatsmann, beschäftigte sich auf einer etwas verlängerten Reise durch die Alpen mit der Abfassung einer — grammatikalischen Abhandlung!

Die düstre, römische Auffassung der Hochgebirgswelt erlosch aber keineswegs mit dem Untergange des römischen Volkes und seiner Weltherrschaft; sie lebte vielmehr mit verstärkter Kraft wieder auf, als nach langen Jahrhunderten der Zerstörung und Finsterniß die mittelalterlichen Kulturbestrebungen genöthigt waren, auf allen Wissensgebieten an die Wissenschaft und Literatur der Römer anzuknüpfen. Mit den geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen der römischen Schriftsteller von den Alpen ererbte das Mittelalter auch ihr Grauen vor denselben, und bereits im fünfzehnten Jahrhundert finden wir eine Art Gletschertheorie aufgestellt, die das ganze unheimliche Frösteln der Römer vor dem rauhen Gebirgsklima wiederspiegelt, aber seltsamer Weise, wenigstens in der Hauptsache, auch mit den neuesten Ansichten der Gletscherforschung zusammentrifft. Der Lombarde

Ambrosius, der längre Zeit in der Schweiz gelebt zu haben scheint, verfocht die Behauptung, daß in hundert Jahren kein Wein mehr im Lande wachsen werde und zwar in Folge der Erkaltung der Atmosphäre durch die Gletscher und Schneegebirge. Der erste Schweizer, welcher eine ausführlichere Schilderung seiner heimathlichen Verhältnisse versucht, war der bei Königen und Kaisern hochangesehene Einsiedler Abt Albert von Bonstetten. In seiner Beschreibung der „oberdeutschen Eidgenossenschaft", die er im Jahr 1481 König Ludwig XI. widmete, entwirft er von dem Gotthard ein Bild, das vollkommen den Schilderungen des Silius Italicus entspricht. Der Berg erzittert von den Stürmen und Ungewittern, die in seinen Höhen brüllen. „Hier ist das Reich des Aeolus, hier herrscht schwarze Nacht in den Gebirgsspalten; garstige Wälder voll Felsblöcke sind hier die Menge."

Mit einem ganz andern, man möchte sagen selbstständigern Auge jedoch sieht Bonstetten den Rigi an und es klingt fast wie eine frühe Ahnung von dem künftigen Ruhme der regina montium, was er zu ihrem Preise zu berichten weiß. Der schöne Berg gilt ihm nicht nur für den Mittelpunkt der Eidgenossenschaft, sondern auch für denjenigen von ganz Europa. In seinem Innern wohnen Schaaren von Heiligen, jedoch keineswegs in einem Zustande der Buße, wie dies sonst bei abgeschiedenen Geistern in solchem irdischen Aufenthalte der Fall zu sein pflegt, sondern im Zustande der Freude und Glückseligkeit; deshalb erfüllen sie oft die weite Umgegend mit dem entzückenden Gesange himmlischer Symphonien, die sie zum Lobe Gottes ertönen lassen. — Solcher Symphonien hat nun der Berg seitdem freilich unzählige gehört, und wenn sie auch nicht durchweg von den Lippen Heiliger ertönen, so wird der Schöpfer aller Gebirgsherrlichkeit drum kein geringeres Wohlgefallen an ihnen finden.

Aber in dem verschiedenen Blicke, mit dem der gelehrte Einsiedler-Dekan die beiden Berge betrachtet, liegt bereits der

Keim eines Zwiespaltes angedeutet, der sich in der mittelalterlichen Gebirgsanschauung öfters erkennen läßt und seinen tieferen Grund vielleicht in der Verschiedenheit des romanischen und germanischen Wesens findet. Die nordischen Völker konnten schon vor der kalten Gebirgsluft nicht die Furcht empfinden, die sie den südlichen einflößte, und gewiß haben die ritterlichen Feudalherren ihre Stammburgen nicht stets blos aus kriegerischen Gründen auf hohe Berggipfel hinaufgestellt. Ihr Blick schweifte von den Zinnen mit Wohlgefallen in die weite Landschaft hinaus, auch wo sie nicht nach Feinden oder Beute spähten. Die gothische Baukunst selbst hat etwas Verwandtes mit den Hochgebirgsformen, und ihre Dome ragen wie zackige Felsenpyramiden zum Himmel auf. Drum sehen wir auch in mittelalterlichen Gemälden, in Historien- und Heiligenbildern diese Hochgebirgsformen zu Hintergründen verwendet, wo dann oft ein sanftes Madonnengesicht oder auch das Bildniß eines ehrsamem, städtischen Rathsherrn von einer wilden Felswand überragt wird. Solche Hintergründe finden wir sogar auf Bildern, die an bestimmte, in weiten Ebenen gelegene Oertlichkeiten gebunden sind. Für den Geschmack dieser Künstler und ihres Publikums hatten also die grotesken Gebirgsbildungen nicht nur nichts Widerstrebendes, sondern sie mußten ihnen nothwendig als ein Ideal landschaftlicher Schönheit erscheinen, sonst wären sie nicht willkürlich zur Abrundung der Kunstschöpfung herbeigezogen worden. Aber diese künstlerische Auffassungsweise vermochte gegenüber der römischen, die durch die Gelehrten vertreten war, nicht durchzudringen. Die Kenntniß der Hochgebirgswelt war noch viel zu gering, als daß nicht im Allgemeinen der Schrecken, das Grauen vor derselben hätte die Oberhand behalten müssen. Dies spricht sich am deutlichsten auch in den zahlreichen, mittelalterlichen Sagen aus, die alle Thäler und Höhen des Gebirges mit menschenfeindlichen, geisterhaften Wesen bevölkern.

Eine der bekanntesten derselben, die zugleich unsern Gegenstand scharf beleuchtet, ist die Pilatussage. Der ungetreue römische Landpfleger von Judäa, den sein Kaiser mit einem schmachvollen Tode bedroht, entleibt sich im Gefängnisse selbst und seine Leiche wird in die Tiber geworfen. Aber nun brechen wochenlang Stürme und Ungewitter über Rom herein, bis man den todten Körper wieder aus dem Flusse fischt und ihn nach Vienne in Gallien bringt, wo er in die Rhone versenkt wird. Doch hier, wie später in Lausanne, richtet der todte Unhold den nämlichen Aufruhr der Elemente an, und so bringt man ihn auf ein hohes, wildes Gebirg, den Frakmont, um ihn da in einen kleinen See zu versenken. Auch hier beharrte der böse Geist in seinem Treiben, und Gewitter und Stürme brausten unablässig um den Berg. Pilatus überschwemmte mit seinem See die Weidtriften und stürzte Hirt und Heerden in Abgründe, bis endlich ein fahrender Schüler Hülfe zu bringen vermochte. In einem furchtbaren Beschwörungskampfe überwand er den Friedensstörer, der versprechen mußte, sich in seinem See ruhig zu verhalten, nur daß er alljährlich an einem Tage denselben verlassen und frei auf dem Berge herum wirthschaften durfte.

Pilatus hielt seinen Pakt treulich. Alljährlich am Charfreitage stieg er aus dem Wasser empor und setzte sich mit der rothen Kleidung seines Amtes angethan, auf den Richterstuhl welcher mitten auf dem See stand. Wer ihn dann erblickte, mußte im Laufe des Jahres sterben. Zu allen übrigen Zeiten verhielt er sich dagegen ruhig, sobald man ihn ungeneckt ließ, wenn man aber in der Nähe des See's lärmte und schrie, den Geist rief, Steine, Holz oder sonst irgend etwas in das Wasser warf, oder nur mit einem Stocke darin rührte, dann zogen sich sogleich drohende Wolken um den Berg zusammen und mit Donner und Blitz brach das fürchterlichste Ungewitter los, ja der See selbst spie feurige Dünste aus.

Um nun Schaden zu verhüten, oder auch aus jenem tiefen Rechtsgefühle der Alten, das selbst den Thieren des Feldes und unholden Geistern glaubte gerecht sein zu sollen, verbot die luzernische Obrigkeit das Betreten der Bründlen-Alp, auf welcher der Pilatus-See lag, bei strenger Strafe, und die Sennen waren auf Eidespflicht gemahnt, jeden Fremden von dem gespenstischen See fern zu halten. Im Jahr 1387 wurden in Luzern sechs Geistliche mit längerer Gefängnißstrafe belegt, weil sie den Plan entworfen hatten, den Pilatus zu besteigen, und nach andern Ueberlieferungen sollen sogar Vorwitzige, die etwas in den See geworfen hatten, zur Strafe enthauptet worden sein.

Liegt nun in dieser Sage selbst und dann in den Vorkehren, die sie veranlaßte, deutlich die Scheu und das Bangen jener Zeit vor den Geheimnissen der Gebirgswelt ausgesprochen, so war doch All' das wieder geeignet, die Neugierde und in strebsamern Gemüthern die Wißbegierde, das Verlangen nach Wahrheit zu erwecken. Im Jahr 1518 unternahmen es vier Männer, die unter ihren Zeitgenossen durch Gelehrsamkeit und Freimuth des Denkens hervorragten, die Sache einmal genau zu prüfen und sich durch eigenen Augenschein Aufklärung über dieselbe zu verschaffen. Es waren Vadianus, Conrad Grebel, Mykonius und Xylotectes. Der Letztere war Chorherr in Luzern. Mykonius, ebenfalls aus Luzern gebürtig, hatte seine Studien in Rottweil gemacht, war dann Lehrer in Luzern und Zürich geworden und starb, zur Reformation übergetreten, in Basel als Pfarrer und Professor des neuen Testamentes.

Vadianus oder Joachim von Watt aus St. Gallen (1484 bis 1551), war eine Zeit lang Rector der Universität Wien, und wurde dann St. Gallischer Bürgermeister, in welcher Stellung er durch sein persönliches Ansehen und seinen Einfluß eine mächtige Stütze für die Durchführung der Reformation bildete. Conrad Grebel aber, aus einem Zürcher Patriziergeschlechte stam-

mend und Vadian's Schwager, ging, nachdem er seine Studien auf den hohen Schulen von Paris und Wien vollendet hatte, Hand in Hand mit Zwingli, bis ihm dieser vor der consequenten Durchführung der reformatorischen Prinzipien schien zurückscheuen zu wollen. Nun stellte Grebel sich an die Spitze jener demokratisch-kirchlichen Partei, deren freisinnige Bestrebungen unter dem Namen der Wiedertäuferei höchst ungerechter Weise vielfach mit den wüsten Schwärmereien auf gleiche Linie gestellt worden sind, die zehn Jahre später in den Niederlanden und in Westphalen zu Tage traten. Grebel unterlag in dem sich entspinnenden Kampfe und verschwand um das Jahr 1527 im Dunkel seiner Kerkerhaft.

Einer solchen Gesellschaft hochangesehener und gelehrter Männer durfte die luzernische Obrigkeit die Erlaubniß zur Besteigung des Pilatus nicht abschlagen, und Vadian hat denn später auch eine anziehende Beschreibung derselben erscheinen lassen. Aber in der Nähe des einsamen Bergsee's scheint die für ihre Zeit freidenkenden Gelehrten das nämliche geheime Grauen befallen zu haben, von dem der Hirte, der ihnen zum Führer diente, erfaßt wurde. Vadian hielt in seiner Berichterstattung die Wahrheit der Sage aufrecht, und blieb bei der Ansicht, daß Stürme und Ungewitter aus dem gespenstischen See aufstiegen. Indessen muß das Unternehmen doch als die erste Bergbesteigung zu wissenschaftlichen Zwecken in unserm Lande angesehen werden, und es war damit für solche wenigstens ein Vorgang geschaffen. Im Jahre 1555 bestieg der große zürcherische Naturforscher Conrad Geßner den Pilatus in ähnlicher Absicht, wie Vadian und seine Genossen, gelangte aber zu einem völlig verschiedenen Resultate, indem er ebenfalls in einer eigenen Schrift die Sage von der gewitterzeugenden Kraft des Bründlensee's und seines gespenstischen Bewohners als Aberglaube hinstellte. Doch bedurfte es noch eines Zeitraumes von dreißig Jahren,

bevor die Ansicht des Gelehrten in weitern Kreisen Wurzel faßte, und der Verfehmte einigermaßen von seinem Zauberbanne erlöst wurde. Im Jahre 1585 bestieg der Stadtpfarrer Müller von Luzern die Bründlen-Alp, um vor einer großen Anzahl Zeugen Steine und andere Gegenstände in den See zu werfen und den spuckenden Landpfleger zu seinen zerstörenden Werken herauszufordern. Durch sein Schweigen und Nichtererscheinen mußte er Glauben und Kredit sich selbst abgraben.

Aber nicht nur dem Pilatus brachte Geßner, vielleicht der größte Naturforscher seiner Zeit (1516—1565), Erlösung; sein heller, umfassender Geist zerstreute überhaupt die dunkeln Schatten, die bisher auf der ganzen Hochgebirgsnatur gelegen. Bis auf Geßner bleiben die erhabenen Schönheiten dieser Natur noch unbeachtet, und der Mensch sieht nur die Mühseligkeiten und Gefahren, die sie ihm bereitet. Thomas Platter, jener originelle Walliser Gelehrte (1499—1582), der in seiner Jugend Jahre lang als „fahrender Schüler" bettelnd oder zur Gewinnung seines Unterhaltes kleine Dienste verrichtend, auf einer großen Anzahl deutscher Schulen herumzog, sogar bis nach Dresden und Breslau kam, dann später in Zürich das Seilerhandwerk erlernte, um wenigstens seine nächtlichen Mußestunden den Studien widmen zu können, in Basel als Seilergeselle und im Handwerksschurze hebräische Collegien las, die von namhaften einheimischen und fremden Gelehrten besucht wurden, dieser Platter hat die Oberländer Pässe auf seinen Hin- und Herfahrten unzählige Male begangen, ohne mehr als ein einziges Mal einige weitere Worte darüber zu verlieren. Und auch dieses einzige Mal ist es eine Beschwerdeführung, freilich keine unbegründete. Platter hatte im Jahre 1532 die langjährige Magd seines Freundes und Lehrers Mykonius geheirathet, eben jenes Gelehrten, der 1518 mit Vadian den Pilatus bestiegen, und wollte nun mit seiner Frau heim in's Wallis ziehen. Das arme, aber

wohlgemuthe Pärchen, das mit „zween Guldin" Reisegeld Zürich verlassen hatte, nahm den Weg über Luzern und den Brünig. „Von dannen gingen wir gen Hasli," erzählt Platter in seiner liebenswürdig naiven Weise, „vo dannen an die Grimßlen an Berg; do hat es schon geschnit und was doch vor S. Gallentag, do fieng min frowen an bedunken, es welle ruch zu gan, dan wier mirßten gar ruch brot essen. Do waren ouch sunst man, die wolten am morndrigen tag ouch über den berg; die sprachen zu mier: du wirst die frowen nit über den berg bringen. Do hat min frow gut läben, das sie mußt im strow liegen, dessen si nit gewont. Am tag stunden wier uff und halff uns gott über den berg, wie woll iren die kleider am lyb gefruren." Man sieht, der solcher Wege gewohnte Platter macht gerade nicht viel Aufhebens über die Beschwerlichkeiten desselben. Viel kräftiger drückt sich der Basler Professor Sebastian Münster (1487—1552) aus, den eine Uebersteigung der Gemmi „bis in die Knochen und in das Herz erzittern" machte. Deshalb leiten diese Gelehrten den Namen des Passes auch von gemitus — Seufzerberg — ab. In gleichem Klagetone sind, wie bereits bemerkt, aus jener Zeit alle Berichte gehalten, die von Bergbesteigungen sprechen. Geßner dagegen, der sich schon 1541 vornimmt, alle Jahre wenigstens einen Berg zu ersteigen, thut dies nicht blos zur Erweiterung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern er erfreut sich an der weiten Aussicht, an der Mannigfaltigkeit der Bergformationen; diese Besteigungen „stärken nicht nur seinen Körper, sondern sie gewähren seinem Geiste die edelste Erholung." Mit einem Worte: die bisher verhüllte landschaftliche Schönheit der Gebirgswelt ist seinem Seherblicke aufgegangen.

Die Wirkungen dieser neuen Anschauung, oder wenn man lieber will, neuen Naturoffenbarung, machten sich nun bald geltend: die Gebirgswelt tritt nicht nur beiläufig, wie bisher, son-

dern als eigener Gegenstand in die Poesie ein. Noch während Geßner's Lebzeiten dichtete einer seiner Freunde, Johannes Müller, Pfarrer in Biel und Lehrer in Bern, von seinem zürcherschen Geburtsorte Rhellikon gewöhnlich Rhellicanus genannt, in lateinischen Versen eine Stockhornias, die jedoch neben der Schilderung der Besteigung des bekannten Gebirgsstockes nur eine trockene Aufzählung seiner Pflanzen enthält. Schon weiter aber ging der bereits früher erwähnte Joh. Rud. Rebmann (1566—1605), auch Apelander der jüngere genannt, Pfarrer in Muri bei Bern, der in deutscher Sprache ein umfangreiches Gedicht unter folgendem Titel herausgab: „Ein lustig und ernsthaft poetisch Gastmal und Gespräch zweier Bergen in löblicher Eidgenoßschaft und im Berner Gebiet gelegen, nemlich des Niesens und des Stockhorns, als zweyer alter Nachbawern; welches Inhalt ein physicam, chorographicam und ethicam discriptionem von der ganzen Welt insgemein und sonderlich von Bergen und Bergleuten: sonnettenweis gestellt ꝛc." — Einleitend erzählt der Dichter unter anderm: „Auf den achten Tag Augusti als man 1600 zahlt, kam der alte Stockhorn zu seinem lieben Nachbawren dem Niesen, bekleidet mit aller seiner Zierd, und begleitet mit seinem ganzen Hausvolk und Hoffgesind und spricht zu dem Niesen:

Nun biß gegrüßt Nachbawr Niesen,
Ich bitt vast laß dich nit verdrießen,
Das wir zween so gar alte Fründ
Noch nie zusammen kommen sind,
Die doch so lang braucht Nachbawrschafft.

Manierlicher, als man es von einem so gewaltigen Gesellen erwarten sollte, antwortet der Niesen:

Nun biß willkommen Bruderschaft;
Mich hat verlangt gar offt nach dir,
Mich fröuwt das kumpst einmal zu mir,
Auff mein ermanung, freundlich bitt
Kumpst her, und bist außbliben nit u. s. w.

Nach dieser Begrüßung löst sich den beiden alten Herrn beim reichlich aufgetragenen Mahle bald die Zunge, und mit unermüdlicher Redseligkeit wird Geschichtliches, Naturgeschichtliches, Kosmographisches, aus allen Zeiten und Ländern, von fern und nah abgehandelt. Aber so entschieden komisch diese Art von Poesie nun auch auf uns wirken muß, dem Dichter ist gleichwohl unverkennbar durch all' seine gelehrten und dogmatischen Hallucinationen ein Dämmerschein von der Schönheit und Erhabenheit der Hochgebirgswelt aufgegangen. So stellt er unter Anderm Betrachtungen über das Prinzip an, dem das Gebirg seine Bildung zu verdanken hat und sucht die Göttlichkeit desselben in seiner Weise darzuthun. Der Mensch, sagt er, gleicht nur in seinen höchsten Gemüthserhebungen dem Gebirge, das himmelansteigt und sein Haupt in Gottes Nähe erhebt.

Zudem, was noch viel mehr antrifft,
Werden wir Berg in heilger gschrifft
Verglichen Gottes volk und gmein,
Daß unsre herrlichkeit nit klein:
Da ist die wacht wider den find;
Die frommen hoch erhaben sind,
Von weltlichem lust-begierd
Ihr herz zu Gott erhöhet wirt;
Auff Zion Christus selbs regiert,
Wider all find er triumphirt;
Darum er Gottes Berg genannt,
Wirt haben ewig fröud und bstand;
Ja Christus selbs ein Berg wird g'nent,
Der d'Welt erfüllt an allem end u. s. w.

Ueber den unerschöpflichen Reichthum des Gebirges an Naturprodukten jeder Art weiß der Dichter ausführliche Rechnung abzulegen, so daß er dieselbe schließen kann:

In summa: unser gneußt d'ganz Welt,
Von uns kompt Reichthums, Gold und Geld.

Die Gebirgsaussicht freilich stellt der Dichter mehr nur

unter den Standpunkt militärischer Nützlichkeit; man kann vom Berg herab den Feind erspähen u. s. w.; oder aber er betrachtet sie mit den Augen des hl. Augustinus, wo dieser spricht:

Die Menschen wandeln dahin gricht,
Der Bergen hochzeit zschawen an,
Verwundern sich deß, da sie stahn,
Deß Meeres Wällen von fernuß
Zu sehen, und manch großen fluß,
Den umbgang Meers, und Sternen kreiß
Schawens ab hohem Berg mit schweiß,
Und kennen doch sich selber nicht,
Selten sich einer selbs besicht.

Aber trotz dieser Befangenheit, die keinen ungetrübten Naturgenuß aufkommen läßt, weiß der Dichter zum Schlusse noch einen andern Vorzug seiner Berge zu rühmen:

Wan schon der Kayser morn stirbt ab,
Erfaulet er in seinem Grab;
Wir aber bleiben biß an's End,
Kein schmerzen, noch der Tod uns gschent.

Dieses „poetisch Gastmahl" machte großes Aufsehen und erntete, wie wir aus den Zeugnissen der Zeitgenossen wissen, verdiente Anerkennung, da es immerhin die Anfänge eines neuen, und wenn man so sagen darf, patriotischen Naturevangeliums, in allgemein verständlicher Form verkündete. Aber trotz dieser Anregungen brachte das ganze siebzehnte Jahrhundert, in dessen Beginn sie fielen, weder der wissenschaftlichen noch ästhetischen Alpenkenntniß eine nennenswerthe Förderung. Auf das Geistesleben der Schweiz legte sich der Druck einer fanatisch orthodoxen Theologie, deren herrschsüchtige Rechthaberei gegen abweichende Bestrebungen vom Staate noch unterstützt wurde. Dazu kamen die traurigen Rückwirkungen des dreißigjährigen Krieges in Deutschland, die Parteifehden, revolutionären Aufstände und Religionskriege im eigenen Lande, die einer gedeihlichen, wissen-

schaftlichen und künstlerischen Thätigkeit hemmend entgegentraten. Das verdienstvolle und seiner Zeit mit Recht berühmte, große Kupferwerk von Math. Merian, Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae, 1642, blieb in seinen Darstellungen von Gegenständen aus dem Hochgebirge äußerst dürftig, und die bezüglichen Abbildungen erwecken zudem noch oft den Verdacht, als seien sie nicht nach der Natur aufgenommen worden, während Städte, Schlösser u. s. w. allerdings mit großer Sorgfalt und Treue dargestellt sind. Der kurze Text, ohnehin nur als Nebensache betrachtet, konnte natürlich nichts Neues bringen. Das Kartenwesen, für das sich eine ziemliche Regsamkeit zeigte, stand noch auf zu unsicherm Boden, als daß es für die Gebirgskenntniß etwas Ersprießliches hätte leisten können.

Zu der geringen Thätigkeit aber, die sich im eigenen Lande für die genauere Erforschung und gerechte Würdigung seiner Naturverhältnisse zeigte, gesellten sich noch die seltsamen Ansichten, welche von Fremden über dieselben verbreitet wurden. So gab ein damals berühmter belgischer Gelehrter, Daniel Eremito, in Form eines Briefes, der an den Herzog Gonzaga von Mantua gerichtet war, eine kurze Beschreibung der Schweiz heraus, in der unter Anderm behauptet wurde, die Alpenbewohner müßten aus Mangel an Erdreich ihre Todten im Eis begraben. Noch mehr: die Aelpler, die auf den höchsten Gebirgen ihre Viehheerden weiden, würden durch diese gänzliche Abgeschiedenheit dermaßen ihren armen Thieren gleich, daß sie völlig die menschliche Sprache verlernten.

Und was die Wissenschaft unterließ, den Menschen durch genauere Forschung der Hochgebirgswelt zu nähern und den Sinn für die Schönheiten derselben zu wecken, das führte die Kunst nun noch weiter, allerdings nicht durch Unterlassungen, sondern durch eine positive Richtung, die sie um diese Zeit einschlug. Bis zum siebzehnten Jahrhundert hatte nämlich die Landschafts-

malerei nicht als eine eigene Kunstform bestanden, die ihre Zwecke und Ziele völlig in sich selbst trägt; die Landschaft war bisher nur als Rahmen, als Ausfüllung und Hintergrund zur Darstellung menschlicher Handlungen, kirchen- oder profangeschichtlicher Figuren und Scenen verwendet worden, und wir haben bereits angedeutet, wie die Hochgebirgsformen in diesem Sinne von einzelnen frühern Malern einer gewissen Bevorzugung sich zu erfreuen hatten. Allmälig jedoch wußte sich die Landschaft eine selbstständige Geltung zu erringen, so daß nun die in derselben erscheinende Menschen- oder Thierfigur nur als Ergänzung zu betrachten war. Ein Mitbegründer der neuen Landschaftsmalerei war der Neapolitaner Salvator Rosa (1615—1673), und wäre seine Richtung maßgebend geblieben, so würden die Maler wohl schon im siebzehnten Jahrhundert in unsre Hochgebirge gewandert sein, um sich dort die Gegenstände und Motive für ihre Bilder aufzusuchen. Salvator Rosa liebte es, in seinen Darstellungen die wildromantischen Formen, wie er sie auf den Gipfeln und in den Schluchten der Abruzzen fand, zu künstlerischer Geltung zu bringen; aber es war seinem glücklichern Zeitgenossen, dem Lothringer Claude Gellée, oder nach seinem Geburtslande Claude Lorrain genannt (1600—1680), vorbehalten, dem neuen Kunstzweige auf lange Zeit hinaus bestimmend den Stempel seines Genius aufzudrücken. Claude Lorrain brachte den größten Theil seines Lebens in Rom zu, und darum sind es zunächst auch die weichen Formen der italienischen Landschaft, welche dem Beschauer auf seinen Bildern entgegentreten. Das Auge schweift über weite Ebenen und mannigfache Gründe hinaus, oft bis an den Saum des Ocean's. Vor Allem aber ist es das innere Leben und Schaffen der Natur in den Wirkungen der Luft, in dem beseelenden Glanz und Spiele des Lichtes, das in Claude's Bildern zur Darstellung kommt. Die Bewegungen des Laubes, der stille Zug leichten Gewölkes, das Rieseln der Gewässer, das Spiel der

Wellen des Meeres, — Alles ist in zarten Duft getaucht und von Licht erfüllt. Die irdischen Formen erscheinen nur als ein ätherisches Gewand, das über das innere Walten der Natur geworfen ist.

Diese wenigen Andeutungen werden zu der Einsicht genügen, daß das landschaftliche Ideal Claude Lorrain's der ganzen Erscheinung der Hochgebirgswelt haarscharf entgegengesetzt war. Zudem übte der überaus fruchtbare Meister mit seinem Freunde Pouffin, sowie durch seine zahlreichen Schüler und Nachahmer auf die landschaftliche Betrachtungsweise mehrerer Geschlechterreihen einen so durchaus entscheidenden Einfluß aus, daß wir in altstädtischen Bürgerhäusern noch heutzutage die Wände mit Nachbildungen Claude'scher Landschaften behängt sehen. Die holländische Malerschule, die ebenfalls bestimmend auf den Geschmack der gebildeten Welt einwirkte, kam dieser landschaftlichen Anschauungsweise wenigstens insofern zu Hülfe, als sie sich an die flachen Formen ihrer heimathlichen Natur anschloß.

So geschah es denn, daß bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein nur die Ebene, höchstens das mit leichten Wellenschwingungen durchsetzte Flachland, als das landschaftlich Schöne galt. In den topographischen Büchern jener Zeit kann man lesen, daß Städte, wie etwa Mannheim, Leipzig oder Berlin, in einer „gar feinen und lustigen Gegend" liegen, während überall, wo auch nur das Mittelgebirge anhebt, die Landschaft als „eine gar betrübte, öde und einförmige", oder mindestens „nicht sonderlich angenehm" geschildert wird. Daher wurden die mittelalterlichen, auf prächtigen Felsenhöhen gelegenen Herrensitze verlassen und eine Menge neuer „Lustschlösser" mitten in die kahlsten, langweiligsten Ebenen hinein gebaut. In unserm Lande, wo die Natur das Zeug zu solchen Kunststücken glücklicherweise versagt hatte, suchten sich die vornehmern Stände wenigstens nach Kräften zu helfen. In den Landsitzen, welche von dem herrschenden Städtepatriziate sehr

zahlreich und sonst oft in geschmackvoller Ausstattung angelegt wurden, richtete man in dieser Zeit die Oeffnung der Gartenpavillons dem Hauptgebäude zu, während die Mauer die fast unvermeidliche Fernsicht auf das Gebirge verschließen mußte! — Noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nachdem in dieser Richtung doch schon entscheidende Schritte geschehen waren, kann der Zürcher J. C. Füßli, der Verfasser einer „Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft", nicht begreifen, wie einer seiner Freunde das Engelberger-Thal schön heißen möge. „Was findet man da?" ruft er aus; „nichts als scheußliche Berge, zwischen denselbigen ein schönes Kloster, aber ein schlechtes Dorf, hin und wieder zerstreute Häuser und eine kahle Almend. Keine Gärten, keine Fruchtbäume, keine das Auge belustigenden Felder sind da!" Das war die landschaftliche Geschmacksrichtung, in welcher ein damaliger deutscher Poet den Blick auf ein Gerstenfeld als „ein Wunder der Aussicht" besingen konnte.

Der Abscheu vor den „scheußlichen Bergen" ging aber noch weiter und erstreckte sich sogar bis zur Verketzerung der Luft, welche durch die Alpenthäler weht. Im Jahre 1705 erschien zu Rostock eine Dissertation, welche von der dortigen „gesunden Luft" handelte, und da wurde mit Aufwendung großer Gelehrsamkeit nachgewiesen, daß die „Schweizerluft", wie diejenige in den Tyroler- und Kärnthnergebirgen „wegen ihrer Ungesund- und Grobheit" die Gemüther der Bewohner ganz „dumm" mache Daher rühre bei den Schweizern auch das Heimweh, weil sie in der Fremde eine gesundere und reinere Luft nicht vertragen können, „gleich den Wiedehopfen, die an den übelriechenden Mist gewöhnt, anderswo nicht leicht gedeihen."

Aber wie es nun einmal ein unabänderliches Gesetz bleibt, daß jede geistige Strömung, die ihre natürlichen Ufer überfluthet, eine Gegenströmung erzeugt, so geschah es auch auf dem von

uns besprochenen Gebiete. Während der Kultus der „feinen, lustigen Ebenen" seine höchste Blüthe erreichte und eine kahle, baumlose Moorfläche als landschaftliches Schönheitsideal gepriesen wurde, erstand der verachteten „Wüste" der Hochgebirgswelt unversehens ein Johannes, dem auch alsbald der noch größere Meister folgte. Dieser Johannes war der Zürcher Stadtarzt und Professor J. J. Scheuchzer, der als Naturforscher für seine Zeitgenossen wurde, was Conrad Geßner dem sechszehnten Jahrhundert gewesen. Im Jahre 1672 in Zürich geboren, widmete sich Scheuchzer zuerst in seiner Vaterstadt, dann auf den Hochschulen von Altorf und Utrecht neben den medizinischen Fachstudien mit großer Vorliebe den Naturwissenschaften und suchte, in die Heimath zurückgekehrt, den Sinn für diese Wissenschaften durch erstaunliche Anstrengungen neu zu beleben, zugleich aber ihnen einer bornirten Orthodoxie gegenüber auch eine selbstständige Stellung zu erringen. Zur Kennzeichnung damaliger Zustände sei uns nur ein kurzer Seitenblick erlaubt. Scheuchzer stand an der Spitze eines Vereines, in dem sich die wissenschaftlich aufstrebende Jugend Zürichs zusammenfand; aber gleichwohl mußten in diesem Vereine mit großen Anstrengungen für und gegen unter Anderm Fragen behandelt werden, die also lauteten:

1. Abhandlung über die Begebenheiten, so sich in dem ersten Viertel des ersten biblischen Tages begeben haben.

2. Ob Judas eine größere Sünde dadurch begangen, daß er Christum verrathen, oder daß er sich erhängt habe?

3. Ob Christus an der Hochzeit zu Kana das Wasser in weißen oder rothen Wein verwandelt habe?

In einer Zeit, die solche Fragen zu ernstlicher Diskussion bringen kann, hat jede selbstständige Forschung, die es redlich mit sich selbst meint, einen schweren Stand, und Scheuchzer blieb in seiner Vaterstadt auch bis an sein Ende jeder Art von Verfolgung und Hemmniß ausgesetzt. Aber er ließ sich glücklicherweise

nicht beirren dadurch. In den Jahren 1702—1711 unternahm er mit seinen Schülern eine größere Anzahl Alpenreisen, zunächst freilich nur zu botanischen und physikalischen Zwecken, und ohne den Versuch zu machen, in bisher noch nicht besuchte Gebiete vorzudringen; aber gleichwohl erwachte in ihm dabei der volle Sinn für die erhabene, landschaftliche Schönheit des Hochgebirges „Wenigstens kann ich von mir bezeugen," schreibt er, „daß ich an dergleichen sonst wilden und einsamen Orten größere Belustigung und mehr Eifer zur Aufmerkung spüre, als bei den Füßen des großen Aristoteles, Epicur und Cartesius. Etiam hic Dei sunt (auch hier sind Götter), sagt jener heidnische Weltweise Da läßt sich mit Händen greifen die unermeßliche Allmacht, Güte und Weisheit Gottes; auf den Alpgebirgen kann man gleich als in einer wohlverschlossenen Rüstkammer oder Zeughaus die Naturwunder besehen." — Die Alpen erscheinen ihm als ein vom Schöpfer aufgethürmter Lustpalast. „Die Estriche, Böden und Wände sind selbst die abhaldigen Flächen, in verschiedener Höhe liegenden Thäler, Maiensässe, Alpen, Staffeln, welche mit den schönsten Blumen, dem fettest grünen Gras, baumvollen Wäldern und untermischten, glatten, rauhen, vielförmigen Felsen gleich als mit den kostbarsten Tapezereien und Gemälden belegt und bekleidet sind. In diesen Bergzimmern kann man sich gleich als in lustvollen und anbei fruchttragenden, mit Gemsen, Hirschen, Bären, Schneehühnern und anderm Wildpret angefüllten Thiergärten erspazieren. Da mangelt es nicht an krystalllautern Brunnenquellen, Springbrunnen, hohen, in einen schaumigten Staub sich verkleinernden Wasserfällen, gegen welche alle Kaskaden in allen königlichen Gärten nichts zu rechnen sind." — Das Bild eines erhabenen, bis in seine einzelnen Theile wohldurchdachten Bauwerkes schwebt Scheuchzer überhaupt vor bei der Betrachtung des Hochgebirges. „Einem, der in der Baukunst wohl erfahren kommen unsre Gebirge billich als ein besondres, seltsames, von

Gott selbst angelegtes Gebäude vor, welches zwar ohne scheinbare Ordnung aufgerichtet, gleichwohl so viel tausend Jahre bereits in seinem Wesen gestanden, und unendlich weit die alten griechischen und römischen Bauwerke, aus welchen man hie und da die Vortrefflichkeit des Meisters und die Pracht der nunmehr verdorbenen Völker und Monarchien abnehmen kann, hinter sich läßt." — Von den Zinnen dieses Baues geht nun der Blick in den mannigfaltigen Gebirgsbildungen in's weite Land hinaus. „Es kommt dem Bergreisenden die tausendfältige Abänderung der Aussicht oder des Prospektes überaus anmuthig vor; bald kommt er durch lustige, beiderseits mit hohen Bergen eingeschlossene Thäler, bald durch anmuthige Wälder; bald durchwandert er die schönsten Berggärten, ich verstehe die mit vielfarbigen, seltsamen Kräutern ausgezierten Bergwiesen und Alpen; bald siehet er auf allerhand Art gestaltete, von dem Schöpfer der Natur selbst aufgemauerte Felsen; bald den blauglänzenden Firn oder Gletscher und ewigen Schnee; bald übersiehet er von der Höhe eines Berges ein ganzes Land mit dessen Städten, Flecken, Dörfern, Wiesen, Aeckern, Weinbergen, Flüssen u. s. w. Er entsetzt sich aber auch nicht wenig, wenn er sich in ein altes, bald einfallendes Felsengebäude versetzt, oder gar in einem engen Paß von dem Berge einen oder mehr Steine mit untermischter Erde, Holz und andrer Materie herabfahren sieht, welche ihn beschädigen oder gar zu todt schlagen kann; wenn er überdieß jähstotzige, schlipfrige, enge, oft in Felsen eingehauene, kaum schuhige Wege zu passiren hat, die zwar oft zu beiden Seiten aufsteigende Felsen haben, dennzumal ohne Gefahr sind; etwan aber nur einerseits eine felsene Wand, andererseits aber eine ungeheure Tiefe, da denn ein jeder Fehltritt über die Grenzthürschwelle in den Tod führen kann."

Ausführlich verbreitet sich Scheuchzer über die Vorsichtsmaßregeln, durch deren Anwendung man diesen und andern

Gefahren im Gebirge zu begegnen habe; aber eben so einläßlich schildert er den Körper und Geist stärkenden Einfluß solcher Gebirgsreisen, die heilsamen Wirkungen der reinen Luft auf verschiedene krankhafte Zustände, u. s. w., so daß der Aufenthalt im Gebirge hier schon an sich, ohne jede andre Nebenabsicht, angepriesen wird. „Wo wären die Ursprünge der Flüsse, Bäche, Brunnen? Wo wäre das Geburtshaus der Wolken? Wo wäre der Rhein, die Rhone, der Tessin, die Aare, die Reuß, der Inn und andre köstliche, durch Frankreich, Deutschland und Italien ablaufende Flüsse? — Preiset mit mir in stiller, heiliger Verwunderung die anbetenswürdige Weisheit des großen Gottes, und lernet aus der Natur selbst, daß Alles sehr gut ist, was er gemacht hat."

So hat sich Scheuchzer, „der schweizerische Plinius", wie er von seinen Verehrern genannt wurde, ganz abgesehen von seiner glänzenden Wirksamkeit für die naturwissenschaftliche und geographische Kenntniß der Alpen, das unschätzbare Verdienst erworben, endlich die Binde vollständig gelüftet zu haben, die das menschliche Auge so lange in der Herrlichkeit der Hochgebirgswelt verschlossen gehalten. Und noch bevor er selbst sein sterbliches Auge geschlossen, hatte ein noch größerer Seher seine Offenbarung aller Welt kund gethan.

Im Jahre 1728 nämlich machte ein junger Berner Arzt mit einem seiner Studienfreunde, Johannes Geßner von Zürich, einem Zöglinge Scheuchzer's eine botanische Excursion in's Oberland. Dieser junge Berner hieß Albrecht Haller; aber neben der größern oder mindern Zahl der eingesammelten Pflanzen, die ihm dieser Gebirgsausflug eingetragen haben mochte, war die unvergleichlich größere Ausbeute desselben seine Dichtung: Die Alpen. Wie dem Naturforscher Conrad Geßner Apelander, so folgte nun auf Scheuchzer Haller, aber mit einer höher gestimmten Leier, als sie dem ehrlichen Pfarrer von Muri im

Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zu Gebote gestanden. Das von Anbeginn verrufene, das „schreckliche, das scheußliche" Hochgebirg hatte endlich den seiner würdigen Sänger gefunden.

Denn hier, wo Gotthardts Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Land's vereint.
Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein neues Unthier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nützet blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände,
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt Alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzu schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und See'n
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich in's Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzen Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See, ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die hin und hergekrümmt sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.
Den wahren Gegenstand von unterschiednen Zonen,
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dickbeschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit gäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Nachdem der Dichter die Pracht der Alpenvegetation geschildert, fährt er fort:

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket,
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall,
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blitzt durch die düstre Luft und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zu Berge.

In Mitten eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt,
Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem Gekräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget, was es netzt,

Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergoldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Gruft und seine Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Fluth zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r und seine Wellen Flammen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beide See'n
Europa's Wasserschatz mit starken Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumete Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergoldet ihre Hörner,
Und färbt die weiße Fluth mit königlichem Erz,
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt.
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füßen;
O Beispiel für die Welt! er sieht's und läßt ihn fließen.

Doch halten wir inne; diese wenigen Strophen mögen als hinlängliches Zeugniß dienen, daß das Haller'sche Gedicht, was die intensive Kraft unmittelbarer Anschaulichkeit betrifft, in der nun so unendlich reich entfalteten Alpenpoesie auch heute noch unübertroffen dasteht und sich die theilweise Ungelenkigkeit des sprachlichen Ausdruckes leicht darüber vergessen läßt. Von der überwältigenden Wirkung auf die damalige Zeit können wir uns nur noch schwer eine richtige Vorstellung machen. Albrecht Haller, der im Jahre 1708 das Licht der Welt erblickte und seine Gedichte zum ersten Mal 1732 unter dem bescheidenen Titel „Versuch schweizerischer Gedichte" erscheinen ließ, steht als erste Hauptsäule am Eingange einer klassischen Literaturepoche, deren reiche Schätze unmittelbar und in tausend unbemerkbaren Ausstrahlungen unser geistiges Gemeingut geworden sind. Die damalige Zeit aber ahnte noch nichts von der hochgesteigerten Verwöhnung, in welcher wir dadurch unbewußt befangen sind. Für die damalige Zeit waren die Haller'scher Gedichte nicht nur dem Inhalte sondern auch der Form nach gleich neu und überraschend. Nach

dem Zeugnisse des Dichters Gleim gab es in Berlin genug Leute die im Stande gewesen wären, Haller's Gedichte wörtlich aus dem Gedächtnisse wieder herzustellen, wenn dieselben hätten verloren gehen sollen. Haller starb im Jahre 1777 und erlebte bis zu seinem Todesjahre, von 1732 an, von seinen Gedichten nicht weniger als dreißig Auflagen, darunter acht französische, eine englische, eine italienische und eine lateinische. Es soll dabei nicht in Abrede gestellt werden, daß Haller's Ruf als Gelehrter, wie überhaupt seine ganze, großartig angelegte Persönlichkeit zur größern Verbreitung seiner Dichtungen das Ihrige beigetragen haben; aber der Wirkung derselben that dies natürlich keinen Eintrag, und so wurde denn die Verherrlichung der Alpen in einem kurzen Zeitraume Gemeingut der ganzen civilisirten Menschheit.

Nachdem das Hochgebirge nun seinen Sänger gefunden, konnten auch die zeichnenden Künste nicht mehr zurückbleiben. Man hatte zwar schon früher versucht, topographische Beschreibungen durch Abbildungen von Wasserfällen, Felsenstürzen u. s. w. anschaulicher zu machen; aber die wahre Kunstaufgabe kann eben nie durch bloße technische Fertigkeit gelöst werden. Dies geschieht nur da, wo der Künstler den darzustellenden Gegenstand auch innerlich erschaut, ihn geistig erfaßt hat. Deshalb mußten bei dem mangelnden Sinn für das wahre Wesen der Hochgebirgsnatur alle bisherigen Abbildungen nur äußerst mangelhaft ausfallen, ja sogar sich völlig in's Komische verkehren. Aber jetzt, als das erlösende Dichterwort erklungen war und den innern Blick geöffnet hatte, konnten auch die zeichnenden Künste zur Erkenntniß ihrer wahren Aufgabe durchdringen. Freilich geschah dies äußerst langsam, und noch eine geraume Zeit wollten sich die ächten Gebirgsformen nur schüchtern unter dem Pinsel und Stifte hervorwagen. Noch bis in unser Jahrhundert hinein wurde das Wilde, Großartige der Gebirgsnatur in eine gewisse

Zierlichkeit getaucht, die sich manchmal ausnahm, wie ein eleganter Stutzermantel, um die Schulter eines Riesen geworfen. Aber die Bahn, die endlich zur Wahrheit führen mußte, war doch eröffnet und betreten.

Im Jahre 1776 begann in Bern von dem Buchdrucker Wagner und unter dem Titel „Merkwürdige Prospekte aus den Schweizergebirgen" die Herausgabe eines großen Bildersammelwerkes, zu dem Haller selbst noch die Vorrede schrieb. Ein aus dem Aargau stammender Maler, Kaspar Wolf, lieferte hiefür Bilder, die zum ersten Male eine richtigere Vorstellung von der Großartigkeit der Hochalpen, ihrer Wasserfälle, Gletscher und Schneegehänge ermöglichten. Namentlich waren es die zehn Wolf'schen Zeichnungen aus dem Lauterbrunnenthal, welche das allgemeine Interesse für den Staubbach und seine Umgebungen rege machten. Eine größere Anzahl Alpenansichten von Wolf erschienen einige Jahre später in schönem Farbendrucke zu Paris und Amsterdam. Andre Künstler, wenn auch nicht gerade von hervorragendster Begabung, schlossen sich dieser Richtung mehr und mehr an, und besonders war es das Berner Oberland, das ihnen in der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen die gewünschten Vorwürfe bot.

So wurde durch das Zusammenwirken verschiedenartiger Geistesarbeit immer bestimmter und tiefer das Bett gegraben, in dem gegenwärtig alljährlich der schimmernde „Touristenstrom" dem Hochgebirge entgegenfluthet. Der letztere hatte nur einzelne Menschen, die besondre Zwecke verfolgten, angelockt, Fachgelehrte namentlich Botaniker, Geologen und Topographen; jetzt begann der Mensch überhaupt dahin zu wandern, um die Hochgebirgswelt in ihrer Totalität, durch die Erhabenheit ihrer neuenthüllten Schönheit, durch ihre Anmuth und sogar ihre Schrecken auf Geist und Gemüth wirken zu lassen. Dadurch ergab sich nun bald noch ein erweitertes Ziel. Die Naturforscher waren bisher

am Rande der Gletscher, an der Grenze der gewöhnlichen Vegetation stehen geblieben, und nur hie und da hatte sich ein verwegener Gemsjäger durch unbezähmte Beuteluſt verlocken lassen, die tiefer im Gebirge liegenden Eisfelder zu betreten. Daher herrschten auch noch sehr seltsame Vorstellungen über die „Eismeere", die man sich als einen durch das Alpengebiet zusammenhängenden erstarrten Ocean dachte. Nun aber mußte es gerade das Geheimnißvolle und Schauerliche dieser unbekannten Welt sein, das die Phantasie mächtig anreizte; je wilder und einsamer das Eisfeld, das zu durchwandern, je steiler und höher der Gipfel, der zu erklimmen war, um so größer der Genuß durch Ueberwindung der Hindernisse. Es zeigten sich die ersten Anfänge der „Besteigungen", der touristischen Berg- und Gletscherfahrten.

Ueber Beweggrund, Zweck und Ziel solcher Fahrten wollen wir einen unbezweifelten Gewährsmann, Fr. v. Tschudi, wörtlich sprechen lassen. „Ein unbekanntes Land, ein Land voll Zauber und märchenhafter Pracht schimmert über den letzten grünenden Bergstufen, über den letzten und breiten, grauen Felsengallerien, still und ernst wie der Tod, erhaben und majestätisch, wie die Herrlichkeit des Ewigen, ein Bindeglied zwischen Himmel und Erde, wo der Mensch und die ihm gerechte warme Natur keine Heimath mehr findet, wo dieser stolze Herrscher der Welt, von dem Gefühle seiner Ohnmacht übermannt, nur stundenlang, nur mit flüchtigen Pilgerschritten einen Gang zu den höchsten Wundern der Erde wagt. Der Bewohner der Ebene schaut mit einer gewissen traditionellen Gleichgültigkeit auf die schimmernden Gehänge und blanken Firnteppiche der Hochgebirgszüge hin. Er bewundert sie vielleicht, wenn sie, vom Mondlicht magisch begossen, sich in das Schwarzblau ihres Nachthimmels drücken, oder in der duftigen Frühe, wenn das Morgenroth am Himmel heraufglüht und die Gipfel der weißen Felsenzinnen erst wie in Blut getaucht strahlen, dann, vom funkelnden Golde des Morgen-

lichtes übergossen, wie Opferaltäre Gottes aufleuchten. Wenn aber der Reiz der lebhaftern Färbung verschwunden und das matte bläuliche Weiß an seine Stelle getreten ist, so ist auch die Theilnahme dahin. Man hat so einen gewissen, undeutlichen Begriff von der unendlichen Oede und Kälte der Schneeregion und giebt sich damit gar leicht zufrieden, ohne die großartigen elementarischen Bewegungen, das geheimnißvoll mit Hunger und Tod ringende Pflanzen- und Thierleben, die wunderbaren Gesetze, die phantastischen Naturbildungen und Erscheinungen jener Höhen zu ahnen; — mitten zwischen unsern deutschen und den lombardischen Kornfeldern steht diese unbekannte Welt . . . kein lebender Mensch kennt die ganze Schnee- und Eiswelt auch nur des schweizerischen Hochgebirgs, wenige nur irgend einen ansehnlichen Theil desselben; ungeheure Gebiete hat nie der Fuß eines Menschen berührt. . . . Was soll der Mensch da oben? Ist es nicht ein geheimnißvoller, unerklärlicher Reiz, der ihn anlockt, den überall lauernden Todesgefahren zu trotzen, sein warmes, zerbrechliches Leben über viele Meilen lange Gletscher zu tragen, oft in der selbsterbauten elenden Hütte es mühselig gegen tobende Stürme und tödtlichen Frost zu bergen, und dann, zwischen Tod und Leben hängend, mit kurzem Odem und zitternden Gliedern die schmale Sohle eines majestätisch thronenden Schneegipfels zu gewinnen? Ist es bloß der Ruhm, dort oben gewesen zu sein, dieser karge Lohn fast übermenschlicher Anstrengungen, der ihn auf diese Wolkenstühle ladet? Wir glauben es kaum. Es ist das Gefühl geistiger Kraft, das ihn durchglüht und die todten Schrecken der Materie zu überwinden treibt; es ist der Reiz das eigene Menschenvermögen, das unendliche Vermögen des intelligenten Willens, an dem rohen Widerstande des Staubes zu messen; es ist der heilige Trieb, im Dienste der Wissenschaft dem Bau und Leben der Erde, dem geheimnißvollen Zusammenhange alles Geschaffenen nachzuspüren; es ist vielleicht die Sehnsucht

des Herrn der Erde, auf der letzten überwundenen Höhe im Ueberblick der ihm zu Füßen liegenden Welt das Bewußtsein seiner Verwandtschaft mit dem Unendlichen durch eine einzige freie That zu besiegeln."

In den Alpen galt die erste Fahrt dieser Art, von der wir nähere Kunde haben, dem Montblanc, der mit seinen mächtigen, weither über den Leman schimmernden Schneegehängen schon aus großer Ferne anlocken mußte. Ein Engländer, Namens Windham, der seit mehreren Jahren in Genf lebte, faßte zuerst den Entschluß, diesen Gebirgsriesen in der Nähe kennen zu lernen. Ein andrer Engländer, oder vielmehr Schotte, Richard Pococke, der bereits Egypten und Vorderasien bereist hatte, half den Entschluß zur Reife bringen, als er im Jahre 1741 bei seiner Rückkehr aus Egypten nach Genf kam. Ein weitres halbes Dutzend Engländer schloß sich dem abenteuerlichen Unternehmen an, und es wurden zur Ausführung desselben Vorkehren getroffen, als ob es eine Expedition nach einem fernen, nur von wilden Urbewohnern bevölkerten Lande gelte. Die acht Theilnehmer nebst den sie begleitenden Dienern bildeten so zu sagen ein kleines Heer, indem Alle bis an die Zähne bewaffnet waren. Eine Proviantkolonne mit Zelten, Kochgeräthschaften und Provisionen aller Art durfte natürlich nicht fehlen. — Von Genf dauerte der Zug bis in's Chamouni über eine halbe Woche, und man kann sich denken, mit welchen Augen die friedlichen, bisher von aller Welt abgeschiedenen Thalbewohner diese seltsamen Gäste ansahen. Pococke hatte sich zudem noch als arabischen Häuptling gekleidet und man ließ auch die von allen Seiten herbeiströmenden Bewohner von Sallenche glauben, daß ein asiatischer Fürst zu ihnen gekommen sei. Vor dem Orte wurde das fürstliche Zeltlager aufgeschlagen und vorläufige Erkundigungen eingezogen. Weiterhin gab es lange Verhandlungen mit den Landleuten über die Gefahren des Unternehmens, und aller Wahrscheinlichkeit nach

wurden dieselben als unüberwindlich angesehen; wenigstens begnügte man sich schließlich mit der Ersteigung des Montanvert, und mit der Aufnahme von Gebirgsansichten, die später zu London, in Kupfer gestochen, veröffentlicht wurden. Weitere Erfolge hatte diese erste Expedition nicht aufzuweisen; aber sie bildete den Anfang der Berg- und Gletscherfahrten in mehr touristischem Sinne, wobei nicht vergessen werden soll, daß dieser Anfang von Engländern gemacht wurde, die sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag um die Erforschung der unzugänglichsten Gebiete unsrer Hochgebirgsnatur unvergängliche Verdienste erworben haben. Schon ein Jahr später wurde Windham's Versuch von einigen Genfern erneuert und zwar mit größerm Erfolge, ohne daß jedoch an die Besteigung der höchsten Gipfel zu denken war. „Mehr als zwanzig Jahre nach diesen ersten Chamonireisen," sagt B. Studer, „gelang es 1770 den Brüdern De Luc, einen vergletscherten Gipfel im Hintergrunde des Sixthales zu besteigen, den sie von Genf aus gesehen hatten und später unter dem Namen des Buet kennen lernten. Erst nach drei vergeblichen Versuchen, die schon 1765 begannen, glückte die Unternehmung, welche die Reisenden mit der später so oft beschriebenen großartigen Alpenaussicht und theilweise auch mit der Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke belohnte. Es war nämlich die Reise nicht nur aus Touristenlust unternommen worden." Dieses Brüderpaar De Luc kann übrigens als Zeugniß dienen, wie mächtig das Interesse für die Geheimnisse der Hochebirgswelt erwacht war. Sie waren die Söhne eines mit J. J. Rousseau befreundeten Uhrmachers und anfänglich selbst keineswegs Gelehrte von Beruf, sondern beide hatten sich dem Handelsstande gewidmet; aber sie theilten ihre Zeit zwischen Gewerbe und Wissenschaft, die sich namentlich auf die Erforschung des Hochgebirges bezog. Alljährlich führten sie eine kleine Reise in dasselbe aus. Erst im höhern Mannesalter widmete

sich der ältere ausschließlich der Wissenschaft, während der jüngere seinem Doppelberufe treu blieb. Der höchste Gipfel des Montblanc wurde freilich erst fünfzehn Jahre nach der Besteigung des Buet bezwungen.

Indessen war es nun mehr und mehr das Berner Oberland, das seine Anziehungskraft auf die Gebirgsfreunde geltend machte und in immer größrer Zahl nicht etwa die Gelehrten, sondern die „Touristen" herbeilockte. Dafür hatte es aber auch noch eine lange Reihe von Jahren zu warten, bevor dort ernstlichere Versuche gemacht wurden, in die unbekannten Eisthäler vorzudringen oder die höchsten Gipfel zu bezwingen. Mit der Besichtigung und theilweisen Begehung der Grindelwaldgletscher glaubte man genug gethan zu haben; höchstens, daß noch etwa vom Grimselhospitale aus einige Ausflüge versucht wurden. Zwar erschien schon im Jahre 1751 von dem Berner Professor Altmann ein Buch unter dem Titel: „Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der helvetischen Eisbergen"; aber diese Arbeit verdankt ihre Entstehung ebenfalls nur einem Besuche, den der Verfasser in Gesellschaft mehrerer Berner dem Grindelwaldgletscher gemacht hatte, und alles Uebrige, was er vorbringt, beruht nach Studer's Aeußerung theils auf Angaben älterer Schriftsteller, theils auf mehr oder weniger willkürlichen Voraussetzungen und Folgerungen. Auch Altmann behauptet das Vorhandensein eines Eismeeres, das sich von Glarus über den Gotthard und die Grimsel bis Lauterbrunnen erstrecke. Dieses Eismeer sei vollkommen eben und bestehe aus einer dicken Eistafel, die auf dem Wasser schwimme. Die Gletscher seien Abflüsse des Eismeeres, das sich durch abfallende Thäler von seinem Ueberfluß an Wasser und Eis entlade, u. s. w.

Unverkennbar aber war es immerhin der Grindelwaldgletscher, dem das Oberland zum guten Theil seine Bevorzugung zu verdanken hatte. War vom Thale aus die Wucht der wolken-

durchbrechenden Gebirgskolosse angestaunt, waren die schimmernden Schneegehänge und stäubenden Wasserfälle bewundert, so konnten nun hier auch noch ohne Anstrengung und besondre Gefährde der „Wunderberg" beschritten werden, wie Math. Merian schon ein Jahrhundert früher den Grindelwaldgletscher genannt hatte. Es war mit dem Betreten eines solchen Eisgebietes ja das Höchste und Aeußerste einer touristischen Gebirgsreise erreicht, jedenfalls etwas, das nirgends anderwärts so leicht zu erlangen war. Noch bis weit in unser Jahrhundert hinein bildet in vielen Reisebeschreibungen der Besuch des Grindelwaldgletschers den Glanz- und Höhepunkt.

Doch wie langsam die geistige Strömung zunahm, deren Ursprung und bisherigen Verlauf wir gezeichnet haben, sie stieg fortan, wenn auch eine Zeit lang durch welterschütternde Ereignisse gestaut, in unwiderstehlichem Wachsthume höher und höher, bis sie die letzten Firnenhäupter erreichte. Dieses Wachsthum veranschaulichen uns einige Angaben aus dem Leben eines Mannes, von dem wir im Verhältniß zu seiner Bedeutsamkeit eine leider nur allzu dürftige Biographie besitzen. Wir meinen den Vater Johann Rudolf Meyer von Aarau, den ersten Urheber der Linth-Kanalisirung, den Hauptbegründer der aargauischen Kantonsschule, den Herausgeber jenes schweizerischen Atlasses, der bei all' seinen zu jener Zeit noch nicht überwindbaren Mängeln bis auf den Dufour'schen der bedeutendste geblieben ist. Meyer war eine groß angelegte Persönlichkeit, aber nichts weniger als ein Gelehrter. Er sagte in seinen spätern Jahren selbst von sich, daß er eigentlich keine Bücher gelesen, als in der Jugend den Gellert und dann sein Leben lang die Bibel. Als sechsundzwanzigjähriger, noch ganz unbemittelter Mann schloß er eines Tages seinen kleinen Tuchladen, um ein wenig über das nächste Gehäge hinauszublicken, vor Allem aber das aus der Ferne winkende Hochgebirge sich in der Nähe zu besehen. „So

wanderte er," erzählt sein Biograph Evers, „der Reuß entlang zum Gotthard hinauf, über die Quellen der großen Ströme, durch die Einsamkeiten der Furka, durch die kalte Wildniß des Grimselpasses hinab zu dem Aarsturz bei Handegg und über die gewürzigen Alpen der Scheideck, im Angesicht jener unerstiegenen Felshörner, die einst sein Sohn und Enkel zuerst erklimmen sollten. Da wurde seine Seele von Empfindungen bewegt, die er in dieser Stärke nie gekannt. Sein lebendiges Naturgefühl, ergriffen von der Erhabenheit so vieler neuen Eindrücke, erhob ihn ahnungsvoll von dem Unermessenen der Sinnenwelt dem Unendlichen näher. Diese Stunden wirkten auf sein ganzes Leben. „Niemals" — schrieb er lange nachher einem Freunde — „niemals kann ich die Eismauern unseres Vaterlandes ohne ein feierliches Gefühl der Andacht betrachten und ohne mich zu freuen, daß ich ein Schweizer bin." Von keiner Bergreise — und er machte deren in der Folge noch manche — sprach er so viel und so vergnügt. Auch lächelte er noch manchmal, wenn er der Verwunderung gedachte, womit ihn die weltfremden Berghirten betrachtet, die nicht begreifen konnten, was er in ihren Einöden suche, wenn er nicht etwa ein Metzger oder Strahlenhändler wäre. Denn die Schweizerreisen waren zu jener Zeit noch sehr unüblich."

Soweit der Biograph des Mannes. Dreißig Jahre später aber faßte Meyer, der sich unterdessen durch industrielle Unternehmungen ein bedeutendes Vermögen erworben, in der Erinnerung an diese Eindrücke, die er im Gebirg empfangen, den patriotischen Entschluß zur Erstellung des großen Kartenwerkes, das auf sechszehn Tafeln namentlich auch der genauern Gebirgskenntniß zur mächtigen Förderung gereichte. Jahre lang besoldete er auf eigene Kosten Ingenieure und Zeichner und fügte den Karten, gleichsam zur Belebung, noch die getreue Darstellung aller damaligen schweizerischen Landestrachten hinzu, die der Lu-

zerner Maler Reinhard in 136 größern und kleinern Oelbildern ausführte. Das ganze Werk befindet sich gegenwärtig bekanntlich im Besitze des bernerschen Kunstvereines. Die „Söhne und Enkel" Meyer's hingegen, von denen oben die Rede war, waren die Ersten, die in den Jahren 1811 und 1812 die Jungfrau und das Finsteraarhorn erstiegen.

Es würde uns jedoch viel zu weit führen, wollten wir dem Wachsthume des Alpenkultus, das zwischen den angeführten Jahreszahlen aus der Meyer'schen Familiengeschichte liegt, Schritt für Schritt nachgehen, zwischen der still begeisterten Wanderung des Vaters über die Scheideck und der mannhaften Besiegung der Riesenhäupter, welche auf dieselbe herabschauen, durch die Söhne. Nur einer besondern Färbung müssen wir noch gedenken, die dieser Kultus schon in seinem Beginne annahm und ihm äußerlich wohl förderlich wurde, aber doch auch seine bedenklichen Reflexe zeigte.

Schon Haller hatte, an die bukolische Literatur der Alten und der Italiener anknüpfend, in seinen „Alpen" keineswegs nur die landschaftliche Herrlichkeit der Hochgebirgswelt geschildert, sondern es war ihm eben so sehr daran gelegen, die einfachen Lebensverhältnisse ihrer Bewohner der sittlichen Frivolität seiner Zeit im Idealbilde entgegenzuhalten.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht;
Wer mißt den äußern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh zur Lust und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch zwar kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen,
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat Alles dies verbessert,
Der Elemente Neid hat euer Glück vergrößert.

Und dann in spätern Strophen:

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müßiger Verdruß verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag und Ruh' besetzt die Nacht;
Hier läßt kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sorge frißt die heut'ge Freude nie;
Die Freiheit theilt dem Volk aus unpartei'schen Händen
Mit immer gleichem Maß Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt und danket dem Geschicke.

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich;
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht Alles werth und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin;
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,
Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin:
Die Liebe brennt hier frei und scheut kein Donnerwetter.
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter, u. s. w.

In ähnlichem, oft noch gesteigertem Tone flicht sich die Schilderung idyllischer Zustände durch das ganze Gedicht, um dagegen mit juvenalischer Schärfe die Ueberfeinerung, Unnatur und Verdorbenheit großstädtischer Verhältnisse hervorzuheben. Drum schließt auch das ganze Gedicht mit folgendem Zurufe an die Gebirgsbewohner:

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt:

Nichts ist, was euch erdrückt, Nichts ist, das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich und sterbet, wie ihr lebet.

O selig, wer wie ihr, mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt,
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt;
Der sich bei Zephirs Hauch und kühlen Wasserfällen
In unbesorgtem Schlaf auf weichen Rasen streckt,
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt,
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern.

Solche Glückseligkeitsbilder, bei deren Entwerfung die sittliche Tendenz immerhin mehr als eine unbefangene Beobachtung der Wirklichkeit die Hand des Zeichners geführt haben mochte, waren in jener Zeit aber auf's Beste geeignet, dem landschaftlichen Rahmen, der sie umgab, eine erhöhte Anziehungskraft zu verleihen. Auf die Schäferliteratur der Italiener, die damals noch einen großen Einfluß auf ganz Europa ausübte, folgte J. J. Rousseau mit der Verkündigung seines Naturevangeliums, das die Rückkehr des Menschen zu einfachen, natürlichen Verhältnissen verlangte. Nach dieser Seite hin traf Haller in der Hauptsache mit dem beredten Genfer zusammen, und so erschienen denn die Alpen bald nicht mehr bloß als ein neues Wunder landschaftlicher Schönheit, sondern auch als die Heimat des glückseligen Naturmenschen, als der Fundort des neuen Menschenideales.

Zur Verbreitung einer solchen Auffassung oder poetischen Täuschung trug, wenn auch indirekt, doch mehr, als man auf den ersten Blick zugeben möchte, der Zürcher Idyllendichter Salomon Geßner (1730—1788) bei. Geßner wird gegenwärtig selbst bei uns wenig mehr gelesen; aber eine geraume Zeit war er einer der Lieblingsdichter aller civilisirten Nationen. Seine

Werke wurden sechs Mal in's Italienische, mehrere Male in's Englische übersetzt und von einer französischen Uebersetzung seiner Idylle „Abels Tod" wurde die erste Auflage in Paris schon in vierzehn Tagen vergriffen, worauf natürlich eine große Zahl weiterer Auflagen erfolgte. Wir vermögen gegenwärtig nur noch schwer zu begreifen, wie jene Zeit die mythologisch oder alttestamentlich vermummten Schäfer und Schäferinnen Geßner's für wirkliche, nach der Natur gezeichnete Menschen halten konnte; aber sicherlich war dies damals der Fall bei der großen Masse des ausländischen Publikums; denn wenn Haller den glückseligen Naturmenschen in den Alpenthälern entdeckt hatte, warum sollte Geßner denselben nicht auch noch in der unmittelbarsten Nachbarschaft gefunden haben? Zudem war ja die ganze Schweiz ein Gebirgsland, in dem solche idyllische Zustände und Wesen noch möglich waren. Nur dadurch, daß solche Anschauungen über unsre ländlich-bäuerlichen Verhältnisse im Auslande vorherrschten, sind mancherlei Erscheinungen zu erklären, die uns aus jener Zeit fast eben so komisch, als verwunderlich entgegentreten. Man weiß es, der Bauer wurde damals von den höhern Ständen in aller Herren Länder für nicht viel andres als ein zweifüßiges Lastthier angesehen, und so war es auch im Würtemberger Lande der Fall; aber im Bade Schinznach spazierte der Herzog Eugen von Würtemberg Arm in Arm mit dem Zürcher Bauern Jacob Gujer, freilich nicht, weil Geßner denselben in einer seiner Idyllen verherrlicht, sondern weil Geßner's Freund, Dr. Hirzel, einen „philosophischen" Bauern aus ihm gemacht hatte. — In dem damals von allem größern Verkehr noch weit abgelegenen Emmenthaler Dorfe Langnau hatte ein anderes Bäuerlein, Namens Micheli Schüppach, sich in den Mußestunden damit abgegeben, seine Dorfgenossen von allerlei Gebresten zu kuriren. Micheli war ohne Zweifel ein begabter, schlauer Kopf, der aber bei dem gänzlichen Mangel ausreichender Kennt-

nisse zu allerlei Hokuspokus seine Zuflucht nehmen mußte. In andern Zeitläuften würde auch seine Thätigkeit, wie diejenige von Hunderten seinesgleichen, sich nie über die nächste Umgebung oder wenigstens nicht über seine Standesgenossen hinaus erweitert haben; jetzt dagegen füllten sich die Straßen des einsamen Dorfes mit glänzenden, wappengeschmückten Carossen, die dem „berühmten Doktor" zahllose Patienten oder auch bloß neugierige Verehrer aus den vornehmsten Ständen aller europäischen Hauptstädte zuführten. Micheli lachte auf den Stockzähnen, wie die Bauern überhaupt im Stillen über die „Herrschaften" lachten, die von allen Seiten herbeikamen, um die „wüstesten" Berge zu durchklettern.

Und nicht bloß Dichter waren es, die einer solchen, aus poetischer Täuschung entsprungenen und in Sentimentalität auslaufenden Anschauungsweise Vorschub leisteten. Um 1780 schrieb der geistvolle und mit andern Verhältnissen seines Landes sonst wohlvertraute Berner Karl Victor von Bonstetten „Briefe über ein schweizer Hirtenland", unter welch' letzterm speziell das Saanenland verstanden war. Johannes v. Müller, der vaterländische Geschichtschreiber, hat diese Briefe seines Freundes Bonstetten herausgegeben. Da heißt es unter Anderm: „Im Saanenlande ist Leben lauter Genuß und die Erde nur durch ihre Geschenke bekannt, indem das Einsammeln der wohlriechendsten Kräuter an einem Sommertage weniger Arbeit ist, als ein Vergnügen, welches die Stadtlustbarkeiten weit übertrifft. Wohlbesorgte, reinlich gehaltene, schöne Heerden sind gleichsam ein Theil der Hausgenossen des Hirten, sanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden bei der Heerde ihm zur Gewohnheit; von seinem Vieh lernt er die Pflichten der Menschheit." — „Kommen Sie," ruft Bonstetten an einem andern Orte, „hier sind Natur und Mensch gleich frei und groß!" — Die Schattenseiten des Hirtenlebens, die ihm bei aller Selbsttäuschung nicht völlig

entgehen konnten, wendet er mit tendenziöser Geschicklichkeit sogleich wieder dem Lichte zu. „Aber dieses unschuldige und glückselige Hirtenleben begünstigt keinen Arbeitsfleiß. Die Nothwendigkeit, worein Leidenschaften und Reichthümer die Menschen versetzen, ist allemal die Mutter der Künste gewesen. Die Vereinigung der Menschen hat ihre Geistesentwicklung und Fortschritte in Verfeinerung begünstigt; Einsamkeit und Hirtenleben verewigt Gewohnheiten, Sitten, vielleicht Glück; so daß man glauben möchte, die Hirtenvölker wären zur Erhaltung der Würde unsrer Natur auf Erden gelassen, und um entnervte, ausgeartete Völker bisweilen — auszurotten oder zu beherrschen."

Wie gesagt, kam diese ganze Zeitrichtung dem neuerwachten Interesse für die Hochgebirgsnatur sehr zu Statten; aber sie mußte bei ernüchterter Beobachtung der sittlichen Zustände der Gebirgsbewohner nothwendig einem Rückschlage rufen, der theilweise heute noch sich fühlbar macht.

So lange die einsamen Gebirgsthäler noch selten besucht wurden, war uneigennützige Gastfreundschaft ein allgemeiner Charakterzug ihrer Bewohner, der wohl eine Hauptveranlassung zu ihrer idyllischen Auffassung überhaupt geben konnte. Bonstetten erzählt hierüber: „Die einsamsten Hirten haben eine Gastfreiheit, welche sie zutrauensvoll ausüben und wofür sie sich am liebsten mit ein paar Neuigkeiten bezahlen lassen, und eine Höflichkeit, welche aus der Furcht, Jemanden zu beleidigen, entspringt. Einst in einer grausen Wüste, zwischen den höchsten Felsenspitzen, viele Stunden von allen Wohnungen, hütete ein Mädchen ganz allein Ziegen und Schafe. Gebeten um ein wenig Milch, antwortete es, die Milch gehöre der Mutter. Allein der Fremde sagte, er dürste. Das Mädchen legte die Hand an die Stirne, bedachte sich einen Augenblick, lief hin und brachte die Milch. Geld wollte es nicht. Ich habe Euch, antwortete es,

Milch gegeben, weil Ihr dürstet; aber was würde die Mutter sagen, wenn ich ihre Milch verkaufte?"

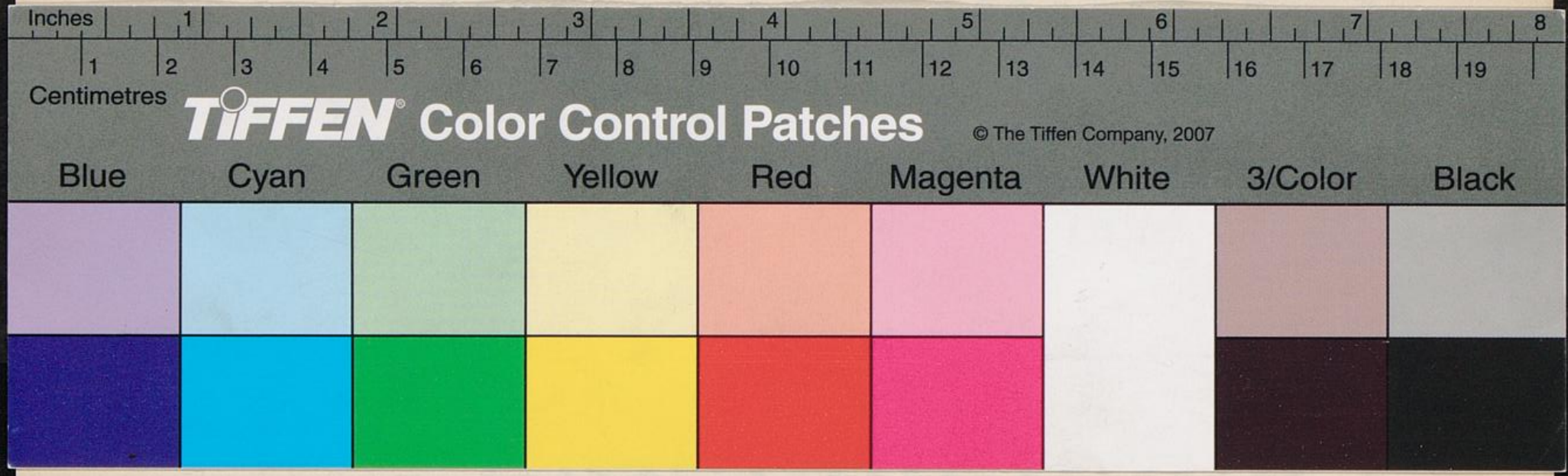
Diese schöne, aus der Natur der Verhältnisse hervorgegangene Gastlichkeit mußte aber nothwendig mit den sich ändernden Verhältnissen selbst eine Veränderung erleiden. So lange nur selten ein Wandrer des Weges kam, war auch der Aermste reich genug, ihm eine bescheidene Erquickung reichen zu können; als jedoch die Wandrer zahlreicher wurden und zu ganzen Zügen anwuchsen, wäre selbst der Reichste nicht mehr im Stande gewesen, die alte Gastfreundschaft in herkömmlicher Weise auszuüben, ohne sich in schweren Schaden zu bringen. Mit dem Aufgeben der patriarchalischen Sitte verschwand aber ein großer Theil des Zaubers, der bisher das „unschuldige und glückselige Hirtenvolk" umflossen hatte; denn die Gastlichkeit war eben für die Fremden das Angenehmste gewesen, das er an dem Einheimischen kennen gelernt. Jetzt, nachdem die ganze poetische Illusion einen Riß bekommen, galt die bisher so gepriesene „Genügsamkeit" des Gebirgsbewohners bald nur als unüberwindliche Trägheit, die „Einfalt" als rohe Unwissenheit, die „demüthige Höflichkeit" als verschmitzte Hinterlist, der heitre Mutterwitz als boshafte Spottsucht. So mußte denn der bekannte Berner Schriftsteller J. R. Wyß in seinem umfangreichen Werke über das Oberland schon vor sechszig Jahren das Geständniß ablegen: „Die Gemüthsbeschaffenheit und das Eigenthümliche des Völkleins in diesen (oberländischen) Pfarrgemeinden ist schwierig anzugeben, und die widersprechendsten Berichte sind entweder von Schriftstellern niedergelegt worden oder mündlich durch sachkundige Männer mir zugekommen. . . . . Wer unterscheidet zwischen so mannigfachen (geschichtlichen, politischen und sozialen) Einflüssen was einem Jeden angehöre? Und wer berechnet, was der alten Abstammung, den körperlichen Anlagen, dem Klima dieser Gegenden beizumessen? Wer ergründet endlich, was dem freien Willen

dem Entschlusse, der selbstständigen Sitte der Landleute zuzuschreiben?"

Doch — wo einmal solche Erwägungen angestellt, wo die entgegenstehenden Auffassungen an der Hand der Geschichte geprüft und mit der Wirklichkeit verglichen werden, kann auch die Wahrheit nicht mehr ferne sein. Die gewaltigen Folgen der französischen Revolution, welche während eines Vierteljahrhunderts Europa durchstürmten und umgestalteten, unterbrachen zwar auf längere Zeit den bereits begonnenen ausländischen Pilgerzug nach unserm Hochgebirge; aber sie fegten auch die schiefsichtige Sentimentalität weg und ebneten den Boden für eine gesundere, realistischere Natur- und Menschenauffassung. Erst jetzt konnte sich der Hochgebirgskultus allmälig zu jener reinen Höhe erheben auf welcher in der Malerei die Blüthen reiften, die uns aus den Werken eines Diday, Calame und vieler Andern entgegenleuchten; erst jetzt konnte dieses moderne Bildungsobjekt jene vertiefte Naturempfindung erzeugen, welche in den neueren Literaturen aller gebildeten Völker in oft so ergreifenden Akkorden austönt, und erst jetzt konnten sich im In- und Auslande zahlreiche Gesellschaften bilden, die sich eine vollständige Erforschung des Hochgebirges zum Ziele setzten. Jetzt konnte auch jener meklenburgische Edelmann, der uns am Eingange dieser Betrachtung begegnet, sein Landhaus am heimischen Müritzsee dahingeben, um dafür einige Sommerwochen in unserm Hochlande zu verbringen. Jetzt können wir selbst vollbewußt mit ihm ausrufen: „Wie groß und herrlich, selbst in der Verdunkelung!"

(375)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17 a.


Inches
1
2
3
4
5
6
7
8
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black